

Interview mit Frau Pastorin Franziska Albrecht¹

Von Efstathios Kessareas*
März 23, 2022

Franziska Albrecht ist Pastorin an der evangelisch-lutherischen St. Margarethen Kirchengemeinde Holtensen und der St. Martinikirchengemeinde Elliehausen-Esebeck in Göttingen. Sie hat evangelische Theologie in Göttingen, Leipzig und Sibiu (Rumänien) studiert (2002-2010). Ihr Vikariat absolvierte sie in der Südstadtkirchengemeinde Osnabrück (2010-2012) mit Schwerpunkt Citykirchenarbeit. In einem Sondervikariat (2012-2013) am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD (Hannover) erforschte sie diakonisch aktive Kirchengemeinden innerhalb der Landeskirche Hannovers.

=====

Frau Pastorin Albrecht, herzlichen Dank zuerst, dass Sie sich die Zeit nehmen, die anschließenden Fragen zu beantworten. Dieses Interview findet im Rahmen eines Forschungsprojekts statt, an dem ich als Mitarbeiter tätig bin und das die jeweiligen Beziehungen der christlichen Kirchen in Ost und West zur Welt und zu den damit verbundenen Herausforderungen (z.B. Weltlichkeit der Kirche) vergleichend untersucht.

Wie lange sind Sie als Pastorin tätig und aus welchen Gründen haben Sie sich für diesen Beruf entschieden?

Meine Ordination fand im Juni 2013 in der St. Jonanniskirche Uslar statt. Seitdem bin ich als Pastorin tätig. Meine Eltern sind beide ebenfalls Theologen und waren im gemeindlichen und übergemeindlichen Dienst tätig. Aufgewachsen in Ostberlin und später in Hannover habe ich Sozialisationserfahrungen in Ost und West kirchlich wie gesamtgesellschaftlich machen können. Man könnte sagen, dass ich in den Beruf hineingewachsen bin. Mir ist es wichtig, mit den Menschen über Glaubens- und Lebenserfahrungen ins Gespräch zu kommen, sie an den Wendepunkten des Lebens zu begleiten bei klassischen Kasualien (Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung), aber auch „neuen Kasualien“ wie Beginn und Abschied in der Kindertagesstätte, Einschulung, Schulabschluss, Scheidung, Renteneintritt. Darüber hinaus liegt einer meiner Schwerpunkte in der Seelsorge. Aufgrund der sich veränderten kirchlichen Entwicklung ist besonders die Gewinnung, Ausbildung und Begleitung von Ehrenamtlichen für die unterschiedlichen Arbeitsfelder der Kirchengemeinde von Bedeutung.

In den Orthodoxen Kirchen ist die Ordination der Frauen noch ein Tabu-Thema, trotz vereinzelter positiver Meinungen dazu, meistens aus der orthodoxen Diaspora. Es gibt einen starken Widerstand gegen eine solche Entwicklung auf der Basis von theologischen und anderen Argumenten; zum Beispiel, dass Christus nur Männer als Apostel berufen hat; dass das geistliches

¹ Das Interview fand schriftlich statt.

Amt kein Beruf, sondern ein Sakrament ist, das nur Männer aufgrund der Apostolischen Sukzession führen müssen und können; und dass die Frauen von anderen Posten innerhalb der kirchlichen Institution eine ganze Menge durchaus leisten können. Wie finden Sie diese Argumente und wie reagieren Sie auf eine solche Denkweise?

Ich verstehe, dass andere Kirchen unterschiedliche Traditionen pflegen. Diese sind nicht unbedingt theologisch begründet, aber haben eine lange Geschichte. Historisch gewachsene Strukturen, eigene Traditionsformen und auch Mentalität und Herkunft sind im Gespräch miteinander zu verstehen und wertzuschätzen. Dennoch vertrete ich als protestantische Pastorin natürlich eine andere Position.

Da Mann und Frau von Gott gleichberechtigt als Ebenbilder geschaffen wurden, halte ich wenig davon, einem anderen Menschen aufgrund seines Geschlechts Kompetenzen abzusprechen. Viele der Eigenschaften, die allein Männern oder allein Frauen zugeschrieben werden, finden sich jeweils auch beim anderen Geschlecht. Zudem ist es theologisch falsch zu behaupten, dass es nur Männer als Apostel gab. Die Bibelwissenschaft des 20. Jahrhunderts hat belegt, dass es in der urchristlichen Kirche sehr wohl Frauen gab, die predigten, Gemeinden gründeten und missionierten. Sie saßen teilweise für ihr Engagement zur Verbreitung des Evangeliums im Gefängnis. Wenn man sich die Liste der Grüße, die Paulus am Ende seiner Briefe ausrichten lässt, einmal genauer ansieht, erkennt man, dass bis zu einem Viertel dieser Grüße an Frauen geht. Diese waren herausragende Persönlichkeiten für die Verbreitung des Evangeliums und hoch geschätzte Mitarbeiterinnen für die Glaubenssache.

Ein einprägsames Beispiel für die Verzerrung der Wahrnehmung ist der Fall von Junia. Sie lässt Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom (16,7) grüßen und nennt sie herausragend unter den Aposteln. Sie sei sogar vor ihm (Paulus) zu Christus gekommen. Selbst der große Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos (4. Jahrhundert) schreibt über sie: „Ein Apostel zu sein ist etwas Großes. Aber berühmt unter den Aposteln – bedenke, welch großes Lob das ist. Wie groß muß die Weisheit dieser Frau gewesen sein, daß sie für den Titel Apostel würdig befunden wurde.“ Der ursprünglich unakzentuierte Name Junia wird nach Jahrhunderten mit einem Akzent versehen, der plötzlich aus dem Frauennamen („iounian“ Akkusativ) einen Männernamen macht. Die spätere Veränderung passte in das damalige, männlich geprägte Weltbild. Jahrhundertlang stand nun in den Bibelausgaben Junias. Obwohl dieser Name in der antiken Literatur nicht vorkommt, wurde daran festgehalten. Auch wenn es im korrekten Latein eigentlich Junius heißen müsste. Erst die Bibelforschung des 20. Jahrhunderts hat diese Veränderung aufgedeckt. Seitdem steht in den meisten deutschen Bibelübersetzungen wieder Junia.

Denken Sie, dass gerade Ihr Geschlecht ein Vorteil für das geistliche Amt ist und zwar in der christlichen Kirche, in der historisch Männer immer die Oberhand hatten? Haben Sie jemals eine negative oder zögernde Haltung seitens der Gläubigen verspürt, weil Sie eine Pastorin sind?

Dankenswerter Weise gehörte ich nicht zur Generation der ersten Pastorinnen in meiner Kirche. Für die Frauen damals war es ein oftmals schwerer Weg gegen die Vorurteile anzukämpfen. Als die Männer in den Krieg gingen, waren es oft die Frauen

der Pastoren, die ihre ehrenamtliche Arbeit im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit sowie der Diakonie und Altenarbeit ausbauten und nun per Sondergenehmigung ihrer Kirche den vollen Pastorendienst inklusive der Kasualien und Sakramente ausüben durften und sollten. Oft hatten sie wie die Männer Theologie studiert, waren examiniert und erfahren. Als der Krieg vorbei war, sollten sie wieder in die zweite Reihe zurücktreten. Das haben diese Frauen nicht mit sich machen lassen und sich einen gleichberechtigten Platz erkämpft. Denn sie sahen sich als vollwertige Kolleginnen der Männer, die sich nicht als Lückenbüsser zur Seite schieben ließen. Die Landeskirche Hannovers hat diesen ersten Frauen eine sehr informative und spannend gestaltete Ausstellung unter dem Titel „Es gab für uns keine Vorbilder“ gewidmet (<https://www.landeskirche-hannovers.de/evlka-de/wir-fuer-sie/arbeiten/kirche-und-beruf/pastorinnen-und-pastoren>).

Ich selbst gehöre einer Generation an, die kaum noch mit Vorurteilen zu kämpfen hat. Pastorinnen sind mittlerweile selbstverständlich geworden. Ich bin auch nicht der Ansicht, dass Frauen diesen Beruf besser ausüben könnten als Männer oder anders herum. Jede und jeder – egal ob Mann oder Frau – ist von Gott mit unterschiedlichen Gaben beschenkt worden, die wir zum Lobe Gottes und zum Wohle der Gemeinden einsetzen. In der Vielfalt derer, die beruflich und ehrenamtlich in ihren Gemeinden mitwirken, gelingt es, lebendig Kirche zu sein und zu bleiben.

Seit Anfang 2020 leben wir unter den prekären und gefährlichen Bedingungen einer schwierigen, weltweiten Covid-19 Pandemie. Was haben die Evangelisch-Lutherische Kirche bzw. der evangelische Glaube in diesen Zeiten zu sagen?

Jede Denomination der christlichen Kirchen begleitet die Menschen in dieser schwierigen Zeit. Auch wenn wir unterschiedliche Traditionen und Rituale pflegen, sind wir doch verbunden in dem Bekenntnis zum dreieinigen Gott und der Heiligen Schrift. Die biblischen Geschichten geben uns Antworten in dieser schwierigen Zeit. Wie sie es über die Jahrhunderte hinweg getan haben.

Wie hat die Pandemie die Gottesdienste und das übrige kirchliche Leben in Ihrer Gemeinde beeinflusst? Hat sich Ihre Kirche für „alternative Methoden“ entschieden, um etwaigen Einschränkungen und Schwierigkeiten im liturgischen Leben zu entgehen?

In meinen Gemeinden sind wir unterschiedliche Wege gegangen, um mit den Menschen in Kontakt zu bleiben und gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Von klassischen Gottesdiensten mit beschränkter Teilnehmerzahl und in manchen Zeiten auch ohne Gemeindegesang (dafür mit Solostücken einzelner Chormitglieder) über Zoom-Gottesdienste und Gottesdienste to-go (schriftlich mit giveaways / Bastelsets zum Mitnehmen vor allem für Kinder und Familien) bis hin zur Bereitstellung der gesamten gottesdienstlichen Texte (digital und per Post) haben wir viel erprobt. Die Parallelstrukturen waren wichtig, weil es in der Gemeinde unterschiedliche Milieus mit unterschiedlichem Nutzungsverhalten gibt (manche sind online aktiv, andere brauchen die persönliche Ansprache oder einen Text haptisch zum Anfassen).

Darüber hinaus wurde die Seelsorge intensiviert. Während der Lockdownzeiten wurden Gespräche auf Abstand am Gartentor oder per Telefon geführt. Es haben sich

Netzwerke innerhalb der kleinen Dörfer gefunden, die aufeinander achtgaben. So haben sich weltliche Bedürfnisse und gelebte Glaubenspraxis miteinander verwoben.

Relativ schnell haben wir mit Impfungen, Tests, Masken, Abstandsgebot etc. wieder Treffen von Gruppen und Kreisen ermöglicht. Einer der Kreise, die in der Pandemie gewachsen sind, ist der „Gesprächskreis Glauben“ für die Älteren. Andere Angebote wie der Frühstückstreff und der Spielenachmittag, ließen sich unter den strikten Einschränkungen nicht realisieren. So hat sich das Gemeindeleben innerhalb weniger Monate stark verändert. Die Internetpräsenz und die Arbeit mit einem Newsletter sind im März und April 2020 aus dem Nichts heraus aufgebaut worden und werden seitdem stark genutzt. Die Herausforderungen haben zu einer besseren Kooperation mit den Nachbargemeinden und zu einer besseren Vernetzung im Kirchenkreis geführt.

Bestimmte Veränderungen der gemeindlichen Arbeit aufgrund der Corona-Pandemie werden zukünftig bestehen bleiben. So wird der Konfirmandunterricht auch nach der Pandemie sowohl analoge als auch digitale Einheiten umfassen.

In der orthodoxen Welt gab es eine heftige Debatte über die Verteilung der Heiligen Kommunion mit ein und demselben Löffel aus einem gemeinsamen Kelch. Trotz einiger Ausnahmen bieten die meisten Orthodoxen Kirchen weiterhin die Heilige Kommunion auf diese Weise an, da sie diese als „Medizin der Unsterblichkeit“ betrachten, und zwar mit der festen Überzeugung, dass dadurch eine Ansteckung und Verbreitung des Virus ausgeschlossen sind, gerade weil es sich um den Leib und das Blut Jesu Christi handelt. Wie ist die Position der Evangelisch-Lutherischen Kirche zu diesem Themenkomplex und wie genau ist Ihre Kirche mit diesem Problem inmitten der laufenden Pandemie umgegangen?

Für die Beantwortung dieser Frage ist es wichtig zu verstehen, dass das Abendmahlsverständnis der evangelisch-lutherischen Kirche von dem der orthodoxen und katholischen Kirche abweicht. Brot und Wein wandeln sich zwar, sind aber nicht in dem Sinne heilig und substanzial verändert wie das in anderen kirchlichen Traditionen geglaubt und praktiziert wird. Daher stellen sich bestimmte Teilfragen nicht in dieser Dringlichkeit.

Schon seit langer Zeit gibt es die Möglichkeit, das Abendmahl aus einem Kelch zu empfangen (dabei trinkt man einen Schluck daraus / kein Löffel) oder aber aus Einzelkelchen. Ich persönlich habe bis zur Pandemie am Gemeinschaftskelch festgehalten, mich aber nicht verweigert, wenn Menschen den Einzelkelch haben wollten. Mir ist es wichtig, dass alle Menschen, die an Gott teilhaben wollen, dies auch können. Die Form der Austeilung sollte daher nachrangig sein. Ganz im Sinne Jesu, der fragte: „Ist der Mensch für das Gesetz da, oder das Gesetz für den Menschen?“

Im Abendmahl Gott zu empfangen, mit Gott und auch untereinander als Gemeinschaft versöhnt zu werden, ist wichtig, und zwar gerade in Ausnahmesituationen wie der Pandemie. Ob dies mit Einzelkelchen oder Gemeinschaftskelch passiert, mit Hostien oder Brot, Wein oder Weintraubensaft ist meines Erachtens nach zweitrangig. Wichtig ist eine bewusste und reflektierte Praxis

des Liturgen / der Liturgin, die möglichst vielen Menschen den Zugang zum Sakrament ermöglicht.

Es wird behauptet, dass die christlichen Kirchen des Westens aufgrund ihrer größeren Nähe zur Welt und insbesondere durch die Annahme von weltlichen Methoden und Strategien von einem Geist der Weltlichkeit bedroht sind. Eine *Entweltlichung* sei daher eine notwendige Voraussetzung dafür, dass die Kirchen ihre Spiritualität neu entdecken und ihre geistige Mission in der Gesellschaft erfüllen können. Wie ist Ihre Meinung dazu?

Ich bin der Ansicht, dass eine strikte Gegenüberstellung oder Frontstellung von „weltlicher“ und „geistlicher“ Dimension fatal ist. Wir Menschen leben in der Welt und werden daher immer Anteile der „Welt“ in unserer „geistlichen Glaubenspraxis“ haben. Dies betrifft Kirchengebäude, entstandene Rituale, Mentalität, Kirchenlieder und vieles mehr. Alles „Weltliche“ hat Einfluss auf unsere Art, den Glauben mit Leben zu füllen. Und umgekehrt hat unsere „geistliche Glaubenspraxis“ auf unser „weltliches Leben“ Auswirkungen. Das diakonische Engagement für Menschen, die sonst ausgegrenzt würden aufgrund von Geldmangel, Bildungslücken, Migrationshintergrund, Beeinträchtigungen, Suchterfahrungen und vielem mehr ist ein Beispiel dafür.

Die Kirchen Deutschlands engagieren sich in eigenen Kindertagesstätten, in Schulen eigener Trägerschaft oder auch staatlichen Bildungseinrichtungen. Geistliche arbeiten in der Bundeswehr, Polizei, Feuerwehr, in Altenheimen, Krankenhäusern, Universitäten, in der Wirtschaft und im Tourismus. Gerade die evangelische Kirche ist mit ihren Angeboten und der Arbeit ihrer Referentinnen und Referenten bemüht, im Sinne einer positiv verstandenen Volkskirche für alle da zu sein. Die Geistlichen bringen dabei Gott in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen zur Sprache und sind in allen Lebenslagen und Lebensfeldern ansprechbar. Eines der – wie ich finde – wichtigsten Arbeitsfelder ist dabei die „Notfallseelsorge“, die unabhängig der Religionszugehörigkeit ausnahmslos allen gewährt wird – auch Muslimen.

Gott ist in die Welt gekommen, um uns Menschen auf seinen Weg zu rufen. Jesus ist zu den Menschen in ihre Lebenssituationen gegangen und hat ganz lebensnahe Worte, Gleichnisse, Geschichten gefunden, um von Gott zu erzählen. Mission und gelebter Glaube ist daher immer ein gutes Stück weltlich, damit er verstanden und erfahrbar wird.

Nichtsdestotrotz gibt es bei einigen Initiativen die Gefahr, „beliebig“ zu werden; sich zu sehr auf Trends einzulassen. Daher ist es gut, sich immer wieder kritisch zu reflektieren und nach dem theologischen Inhalt zu fragen. Wo der nicht mehr gegeben ist, muss es Veränderungen geben und der Kern christlicher Verkündigung in die Mitte gerückt werden.

Welche werden – ihrer Meinung nach – die großen Herausforderungen oder Chancen für die Kirchen in Zukunft?

Die Kirchen sind natürlich stark betroffen vom gesamtgesellschaftlichen Wandel. Es gibt seit Jahrzehnten eine zunehmende Individualisierung. Das betrifft nicht nur Vereinsstrukturen (z.B. Sportvereine und Freiwillige Feuerwehren), sondern auch den

Zusammenhalt der Menschen in den Ortschaften (egal ob ländlich oder städtisch). Zunehmend fragen sich die Menschen: „Was bringt’s mir?“ Und nicht „Was kann ich / können wir füreinander tun?“ Das hat zur Folge, dass bewährte Konzepte der funktionierenden Gemeinschaft erodieren. In Deutschland sind die staatlichen Systeme auf das ehrenamtliche Engagement der Menschen angewiesen. Das betrifft die Freiwilligen Feuerwehren, aber auch das Deutsche Rote Kreuz, Diakonie und Caritas, AWO und viele mehr wie THW, Kunst- und Kulturschaffende, Bildungseinrichtungen und Sport etc.

Wenn sich die Menschen aus dem freiwilligen Engagement zurückziehen, entstehen weiße Flecken in der Versorgung. Auch wir Kirchen sind massiv davon betroffen. Viele Menschen haben gute Erfahrungen mit der Institution Kirche gemacht, doch sind sie der Ansicht, diese Institution nicht für den persönlichen Glauben zu benötigen. Sie treten meist aus finanziellen Gründen aus, um die Kirchensteuer zu sparen. Damit schwächen sie die Kirche als Institution, welche Gebäude und Personal vorhalten muss und sich in vielen Bereichen engagiert. Die Institution Kirche muss deshalb massiv Strukturen anpassen und verschlanken, was dazu führt, dass sie nicht mehr so präsent ist wie vor 50 Jahren. Das wiederum lässt die jüngere Generation fragen, was Kirche für sie tut und wo sie sichtbar ist. Gibt es keine persönlichen Kontaktflächen und ist das Kosten-Nutzen-Verhältnis nicht ausgeglichen liegt ein Kirchenaustritt nahe (vergleiche dazu die Entwicklung in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD alle zehn Jahre. Die aktuellste ist die V.KMU siehe: <https://www.siekd.de/portfolio/ekd-kirchenmitgliedschaftsuntersuchung/>).

Eine große Chance sehe ich darin, dass Menschen Zeit ihres Lebens auf Sinnsuche sind. Sie sind also potenziell in jedem Lebensalter ansprechbar für Gott und Glaube. Wir müssen als Geistliche und als andere beruflich wie ehrenamtlich für die Kirche Arbeitende darüber nachdenken, wie wir das Evangelium zeitgemäß zur Sprache bringen können. Ich bin mir bewusst, dass viele meiner Kolleginnen und Kollegen mit dem Wort Mission Probleme haben, doch ich denke, dass wer voller Freude von Gott erzählt und geistliche Glaubenserfahrungen ermöglicht, nichts anderes tut, als Mission zu treiben. So wie die ersten Christinnen und Christen auch. Gottesdienst feiern, von Gott erzählen, einladen, sein Leben von Gott bestimmen lassen – all das ist wichtig, um authentisch, lebensnah und einladend Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden zu sein.

Und auch wenn die Institution Kirche kleiner werden sollte, ist dies nicht der Untergang. Oftmals haben wir in der evangelischen Kirche zu viel Angst vor Veränderung. Dabei ist die Veränderung unser ständiger Begleiter. „Nichts ist so beständig wie der Wandel“, heißt es. Gerade die schmerzhaften Erfahrungen des Kirchenkampfes in den ostdeutschen Landeskirchen Ende der 1950er und in den 1960er Jahren haben gezeigt: Kirche als Institution mag angegriffen werden, sich verändern müssen, Menschen verlieren – untergehen wird sie nicht. Es wird immer und überall – auch unter unwirtlichen Bedingungen – Menschen geben, die an Gott glauben und diesem Glauben Ausdruck verleihen. Wir sollten also die Angst hinter uns lassen und zuversichtlich voller Freude die Herausforderungen angehen, den Menschen heute von Gott zu erzählen und sie für das Evangelium zu begeistern.

Und eine letzte Frage: Sehen Sie die enge Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen und Konfessionen als einen Schlüsselfaktor für die Bewältigung der gemeinsamen Herausforderungen im globalen Zeitalter? Hat vielleicht Ihre Kirchengemeinde nach solchen Kontakten und Kooperationen gesucht?

Die ökumenische Zusammenarbeit ist außerordentlich wichtig. Wir setzen uns damit nicht nur nach innen mit unseren Glaubenszeugnissen auseinander, sondern wir lernen auch voneinander. Im gemeinsamen theologischen Gespräch suchen wir Gott. Das prägt uns auch für die Arbeit in weltlichen Kontexten. Wenn wir innerhalb der christlichen Kirche uns in unserer Verschiedenheit auf Augenhöhe begegnen können, ohne Abwertung miteinander diskutieren, manchmal auch die Unterschiedlichkeit aushalten lernen, dann befähigt uns das in besonderem Maße auch für die weltweiten Konfliktfelder. Wir tun also gut daran nicht, nachzulassen im Dialog miteinander, mit anderen Religionen und Akteuren weltweit. Denn jede globale Herausforderung betrifft uns alle in unseren unterschiedlichen Kontexten.

Frau Albrecht, vielen herzlichen Dank für dieses interessante und spannende Gespräch und alles Gute für Ihre kirchliche Tätigkeit weiterhin.

Ich danke Ihnen für die Möglichkeit zu diesem schriftlichen Gespräch und wünsche Ihnen für ihre wissenschaftliche Arbeit gute Erkenntnisse und wertschätzende Anerkennung.

=====

* **Dr Efstathios Kessareas** ist Postdoktorand an der Philosophischen Fakultät (Lehrstuhl für Religionswissenschaft – Orthodoxes Christentum) der Universität Erfurt, Deutschland. Dieses Interview fand im Rahmen des folgenden Forschungsprojekts statt: *„Die Herausforderung der Weltlichkeit für das zeitgenössische Christentum: Orthodox-christliche Perspektiven in Dialog mit dem westlichen Christentum.“* (Projektleiter: Prof. Vasilios N. Makrides).